



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Westfälisches Dorfleben

Buse, Johannes

Paderborn, 1926

2.

urn:nbn:de:hbz:466:1-30935

Roheit gegen die Bernardine zum Vorwurf macht. Aber was nützt es? Mit rohen Worten entgegnet er seiner kaum genesenden Frau, behält er auch hier die Oberhand. . . .

Und draußen schreitet die Nacht durch das Land und breitet ihren schwarzen, sternendurchwirkten Schleier über den Wald und das einsame Wirtshaus an der Landstraße. All Freud' und Leid und Weh hüllt sie in ihre Falten, bis ein neuer Tag neues Licht und neues Hoffen bringt.

2.

Schon früh am anderen Morgen geht die Bernardine ins Dorf. Ihr ist ja so weh zumute seit gestern abend, und in ihrer Seele wogt es von Widersprüchen, daß sie nicht aus noch ein weiß. Wen soll sie da um Rat fragen? Einem Fremden ihr Leid auf die Zunge hängen, daß es morgen das ganze Dorf weiß? Nein, eher . . . Aber der alte Pfarrer, der wird ihr schon raten und helfen, der ist schon über dreißig Jahre im Dorfe und kennt alle Verhältnisse seiner Pfarrkinder. Nach der Messe geht sie in den Pfarrhof. Der Pfarrer blickt verwundert auf, als die Bernardine Greitens zu ihm ins Zimmer tritt.

„Freut mich, Bernardine, daß du mich mal besuchen kommst. Warst ja lange fort. Nun aber bleibst du doch wohl hier?“

„Ich denke ja, Herr Pastor. Aber erst möchte ich mal gern Ihren Rat hören über eine Angelegenheit, die ich sonst niemand vertrauen kann.“ Dann erzählt sie mit niedergeschlagenen Augen und verschämtem Gesichte dem alten Pfarrherrn ihren Kummer.

„Und nun soll ich dir raten, Bernardine, nicht wahr?“ fragt der Pfarrer freundlich. „Da kann ich dir nur sagen: Sei ruhig und mache dir keine Sorge. Daß dein Vater damals getroffen wurde, war ein Unglück, aber der Förster hatte doch keine Schuld, er mußte seiner Pflicht nachkommen. Ebenso wenig ist der Förster schuld daran, daß dein Vater einige Monate ins Gefängnis mußte, es war das die Folge der Verirrung deines Vaters. . . . Unrecht ist es, wenn dem toten Förster oder seinem Sohne deswegen Haß nachgetragen wird. Dein Vater würde dies jetzt selbst verurteilen, denn ohne Haß und Feindschaft ist er aus dem Leben gegangen. . . . Wenn ihr beiden, du und der Hubert Hansen, euch einig seid und den Bund fürs Leben schließen wollt, so wünsche ich euch alles Glück, und der liebe Gott wird euren Bund segnen. Auch dein Vater wird vom Himmel mit Wohlgefallen auf euch herabblicken. . . . Und wenn du nun bis zu deiner Verheiratung nicht in dem Hause deines Bruders bleiben kannst oder willst, so weiß ich dir Rat. Meine Schwester, die mir den Haushalt führt, ist seit einigen Tagen kränklich, so daß sie schon ab und zu Muthilfe aus dem Dorfe haben mußte. Wenn

es dir recht ist, kommst du hierher und hilfst der Schwester bis zu deiner Verheiratung im Hauswesen. . . .“

Wie die Bernardine das Pfarrhaus wieder verläßt, sind all ihre Sorgen und Seelenqualen fort; hell und licht ist's in ihrem Herzen wie an einem Frühlingstage. Dann tritt sie noch ein Weilchen auf den Friedhof, um am Grabe der Eltern ein Vaterunser zu beten. „Du zürnst mir nicht,“ murmelt sie, als sie an des Vaters Gruft steht, „daß ich den Hubert gern hab'. Nein, gewiß nicht. Freuen wirst du dich nur über deines Kindes Glück!“ Froh und leicht geht sie dann wieder dem Eichenkrüge zu.

Am Mittagstische sitzen sich alle ziemlich schweigend gegenüber. Nachher fährt der Libori mit dem Knechte ins Feld. Wie die Fina und die Bernardine einmal allein in der Wirtsstube sind, kommt das Gespräch auch mit einem Male auf das Zerwürfniß am gestrigen Abend.

„Tuft mir recht leid, Bernardine, aber ein Unrecht, wie der Libori meint, tuft du nicht.“

„Ist auch kein Unrecht, darüber bin ich beruhigt, Fina. Und gegen den Hubert kann sonst niemand was haben. Begreife den Libori nicht, solch einen Haß zu hegen. Ist doch sündhaft. Woher nur?“

Die Fina blickt verlegen zu Boden und zuckt die Schultern. Endlich meint sie: „Ist ja nicht wegen der Geschichte von damals allein. . . .“

„Weshwegen dann noch?“ fragt die Bernardine gespannt.

„Darfst mich nur nicht verraten. . . . Darf's dir ja eigentlich nicht sagen.“

„Was denn? . . . Nein, ich will nichts verraten, Fina, sag's mir nur.“

„Der fuchsfige Löhr und der lange Rolf sind ein paar geheime Wilddiebe. Gar manchmal haben sie des Abends spät noch hier in der Wirtschafft gefessen im Gespräch mit dem Libori, den sie auf ihre Seite zu ziehen hoffen. Ich habe ihn stets vor den beiden gewarnt, aber du kennst ihn ja, dann wird er gleich aufbrausend und grob.“

„Gott, Fina, er wird sich doch nicht mit solchen Lumpen einlassen, daß es ihm schließlich ergeht wie dem seligen Vater?“ fragt die Bernardine schreckensbleich.

Mit trauriger Stimme antwortet die Schwägerin: „Weiß nicht, wie weit er sich mit den beiden abgegeben hat, aber einmal abends ist er mit der Flinte mit ihnen hinausgegangen und spät mürrisch und verschlossen wiedergekommen. Bald erfuhr ich, daß in der Nacht der Förster hinter ihnen gewesen sei. Der fuchsfige Löhr soll dabei einen Streiffchuß am Arm erhalten haben. Dann sind alle drei unerkannt geflohen. — Das wird auch wohl der Hauptgrund seines Hasses sein. Aber sag' niemandem was davon, am

wenigsten dem Hubert, dem Förster, ich würde sonst unglücklich.“

„Arme Schwägerin,“ sagt die Bernardine in mitleidigem Tone, „dauerst mich. Doch sorge nicht, ich werde schweigen. — Gott, wie ist der Libori doch so verblendet, sich in solche Geschichten einzulassen. Hat's doch nicht nötig. Hat die Bauerei und die gutgehende Wirtschaft. Sollte doch an den seligen Vater denken. Ein gutes Ende kann so etwas auf die Dauer nicht nehmen.“

Wie es gegen Abend geht, stellt sich der lange Rolf ein und nimmt unter den Eichen Platz.

„Fräuleinchen!“ ruft er der in der Thür erscheinenden Bernardine zu, „bringen Sie mir ein Glas Bier!“ — „Ist der Bruder zu Hause?“ fragt er dann, wie ihm das Verlangte gebracht wird.

„Nein, er ist aufs Feld. Wenn Ihr ihm was wollt, müßt Ihr schon etwas warten; wird wohl gleich zurück sein.“

„Hm, hm!“ brummt der Gast und nickt mit dem Kopfe.

Wohl eine Viertelstunde hat der Rolf da gegessen, da kommt der Förster heran. Nur einen kurzen, verächtlichen Blick wirft er auf den Dastehenden, dann geht er an ihm vorüber ins Haus. In der Gaststube fragt er die Bernardine: „Kennst du den Menschen da vor'm Hause?“

„Nein, Hubert.“

„Ist er denn oft hier?“

„Es ist das zweitemal, daß ich ihn hier sehe.“

Dann plaudern sie von diesem und jenem, von der Gegenwart und von der Zukunft, die im rosigsten Lichte noch vor ihnen liegt. Und während sie plaudern, hebt sich draußen ab und zu ein Kopf und späht verstoßen ins Zimmer. —

Endlich, es dämmert schon, läßt sich das Rollen eines Fuhrwerkes hören: der Libori kehrt mit dem Knechte vom Felde heim. Der lange Kolf winkt ihn zu sich heran.

„Du, was tut der Grüne hier?“ fragt er finster in gedämpftem Tone, mit der Hand nach der Wirtsstube deutend.

„Der Grüne? — Ist er wieder da?“

„Ist wohl wahr, was ich schon mehrfach gehört habe: daß er dein Schwager wird?“ Fest blickt er dem Libori ins Gesicht, und wie er nicht gleich eine Antwort erhält, fährt er fort: „Dann wird es wohl ein Ende haben mit unserer Freundschaft. — Aber alles, was wahr ist: Kriegst einen feinen und noblen Kerl als Schwager, kannst wohl lachen, und wenn du ihm nun so mancherlei erzählst, — weißt ja, was ich meine — dann wirst ihm besonders lieb und wert sein! Hahaha! — — — Aber hör' ich nur einen Muck, daß du aus der Schule plapperst, daß du uns gar verrätst, dann . . .“

„Mensch, Rolf, bist du denn verrückt?“ grollt der Libori erregt, „der wird nicht mein Schwager, der Grüne nicht, und . . .“

„Was kannst du dagegen machen?“ unterbricht ihn der Rolf.

„Dagegen machen? — Na, wirst es schon sehen mit der Zeit.“

Dann folgt er dem Knechte, der die Pferde in den Stall bringt, und der Rolf geht durch die Dämmerung dem Dorfe zu.

Wie der Libori von der Hofseite her ins Haus kommt, geht gerade die Schwester mit dem Förster vorn aus der Tür. Mit funkelnden Augen und zusammengebissenen Zähnen schaut er den beiden ein Weilchen nach, die da an der Straße noch beisammenstehen und dann im langsamsten Schlenderschritt dem Walde zugehen.

Dann plötzlich bleibt die Bernardine stehen, umspannt fest des Huberts Arm und fragt in ängstlichem Tone: „Hast du auch mit Wilddieben zu tun?“

„Bist schon ängstlich?“ lacht ihr der Hubert ins Gesicht. „Beruhige dich nur, es ist ein stilles, ruhiges Revier, das ich zu verwalten habe. Nur zwei sind, die hab' ich im Verdacht, daß sie mir ab und zu einen Besuch abstatten. Hab' sie zwar noch nicht erwischen können, aber einmal geht der Krug doch in Scherben.“

Nur zwei. . . . Die Bernardine atmet erleichtert auf. . . . Da wird der Libori nicht bei sein. Sind

sicher die beiden, die die Fina ihr genannt hat. . . .
Aber die Haupt Sorge lastet doch noch auf ihrer Seele
Und wie sie ein paarmal aufseufzt, blickt der Hubert
sie verwundert an.

„Aber nun sag' mir mal, Bernardine, was fehlt
dir noch? Du hast noch etwas auf dem Herzen?
Hab's längst gemerkt. . . .“

Ein paarmal ringt sie nach Worten, dann erzählt
sie ihm mit niedergeschlagenem und verschämtem Ge-
sichte von dem Zerwürfniß mit ihrem Bruder.

„Und was hat er gegen mich?“

„Ein alter Haß ist's!“ Und sie erzählt auch dessen
Ursache.

Der Hubert schüttelt sinnend den Kopf: „Das
soll's sein? Das wäre ja . . .“ Dann fragt er jäh:
„Hast auch du gar noch etwas Haß oder Groll wegen
der Geschichte damals?“

Da sieht sie ihn mit ihren tränenfeuchten Augen
vornurfsvoll an: „Wie kannst du nur so fragen,
Hubert?“

„Dann laß es gut sein!“ spricht er, indem er sie
sanft an sich zieht. „Wenn wir zwei uns verstehen,
dann mag dein Bruder tun, was er will; wir sind
nicht von ihm abhängig. . . . Aber verstehen tue ich
seinen Haß nicht. . . . So ein . . . Mag's Gott
ihm verzeihen. . . . Da wärest du jetzt am liebsten
wieder fort aus dem Hause?“

Die Bernardine nickt und erzählt ihm von dem Angebote des Pfarrers.

„Das ist ja passend, da bist du vor aller Unbill geschützt. Hilf nur ruhig im Pfarrhose aus. Wir werden ja wohl auf manches Plauderstündchen verzichten müssen, aber des Sonntags wirst du schon ein Stündchen zu mir und der Mutter hinauskommen können. Und es bleibt so, wie ich schon gesagt habe: noch vor Weihnachten Hochzeit, dann ist uns beiden geholfen. Bist du nun zufrieden?“

Sie nickt glücklich, felig und sieht ihm tief in die Augen.

„Na, dann ist ja alles gut. Gräme dich nicht, Gott wird schon mit uns sein. Ich werde die nächsten Tage mal des Abends wiederkommen. Ein Glas Bier wird mir der Bruder ja wohl nicht verweigern. Sehe ich dich dann nicht mehr, bist du schon im Pfarrhose, dann werde ich in Zukunft den Eichenkrug meiden.“

Bernardine ist über diese Zusicherung Huberts beruhigt und sieht voll Vertrauen in die Zukunft.

Mit viel leichterem Herzen geht das Mädchen ins Haus zurück. Gut ist's, daß der Hubert nun alles weiß. Ist ihr ja schon schwer geworden, aber zwischen Brautleute soll auch nicht ein Schatten fallen. Und nun mag kommen, was da will. Sie sieht allem mit Ruhe und Gottvertrauen entgegen.

Derweil geht der Förster ernst und still durch den dunkelnden Wald, der im tiefsten Frieden des Herbst-

abends daliegt; nur der schrille Ruf eines Käuzchens klingt wie ein Weheschrei durch die Stille der Natur. Er sinnt und denkt über den unvernünftigen Haß des Libori nach. . . . Daß der ihn schon immer mit scheelen Augen angesehen hat, seit die Bernardine zurück ist, hat er längst gemerkt, aber so eine offene Feindschaft hat er ihm doch nicht zugetraut. . . . Und wegen der alten Geschichte? . . . War ja bedauerlich, aber wer war denn der Schuldige, der Greitens oder sein Vater? . . . Der Vater mußte seine Pflicht und Schuldigkeit tun, wie er selbst sie auch tun würde zu jeder Zeit, selbst wenn er den Libori beim Wildern träfe. . . . Aber der wird doch nicht wildern? . . . Wie nur so ein Gedanke so urplötzlich an ihn herankommen kann. . . . Hat wohl an den langen Rolf gedacht, der da vorm Eichenkrüge saß. . . . Ist ja kein sauberer Gast, aber ein Glas Bier kann ja jeder im Krüge trinken. —

In der leeren Gaststube erwartet der Libori seine Schwester. „Hast du wieder mit dem Grünen liebgetan?“ fragt er unvermittelt.

Frei und offen blickt sie dem Bruder ins Gesicht: „Hast du was dagegen?“

„Hab's dir doch gestern schon gesagt, wie ich darüber denke, und willst du absolut mit dem Grünen weiter. . . .“

„Libori,“ unterbricht ihn da die Bernardine, „der Grüne heißt Hubert Hansen und ist mein Bräutigam.“

Nun weißt du Bescheid. . . . Was du gegen ihn hast, ist Torheit, ja Sünde, ich habe keinen Teil daran. Siehe zu, wie du den Haß vor Gott und deinem Gewissen rechtfertigst."

Da verzieht sich das Gesicht des Bruders zu einem höhnischen Grinsen, wie er nun antwortet: „Also doch schon so weit? Bräutigam! Hm! Fein, jawohl, fein. Also Frau Försterin in Zukunft. Lautet schön, und dann die grüne Tracht. . . . Dafür läßt man sich schon was gefallen, vergißt man alles, was . . ."

„Nun ist's aber genug!" fällt ihm die Schwester erregt ins Wort.

„So? Dann ist's auch genug und aus mit unserer Geschwisterschaft. . . . Mach's, wie du willst, aber meine Schwester bist du nicht mehr. Kannst dir auch ein ander Unterkommen suchen, denn im Eichenkrüge passen wir zwei nicht zusammen. So eine schamlose . . ."

„So ist's recht. Wirf mich nur hinaus aus dem Elternhause. Hab' dir ja nun in den Wochen der Not geholfen. . . . Und Sorge nicht um mein Unterkommen; wollte es dir schon sagen: Morgen verlasse ich dein Haus, unser Elternhaus. Da komme ich dir aus den Augen. Möge dir der liebe Herrgott alles vergeben. . . ." Damit geht sie hinauf auf ihr Zimmer, wo sie ihre Kleider ordnet und in den Koffer packt.

Der Bruder steht noch eine ganze Weile gedankenvoll in der Wirtsstube. . . . Also morgen schon will sie gehen? . . . Soll ihn nur wundern, wohin sie

geht . . . leicht schon in die Försterei . . . lieber wär's ihm, sie ginge wieder in die Weite, an den Rhein . . . möglich, daß der Grüne sie dann vergäße. . . . Ist ihm ja eigentlich leid, daß es so gekommen ist, aber die Schwester als Braut oder Frau dieses Grünen? . . . Jeder andere, aber der nicht. . . . Es kann nicht sein. —

Am anderen Tage siedelt die Bernardine ins Pfarrhaus über. —

's ist eine Woche verstrichen, da findet sich am Abend der lange Rolf wieder im Eichenkrug ein.

Der Libori setzt sich zu ihm und fragt gleich: „Wie geht es dem roten Löhr?“

„Ist bald wieder heil, sein Flügel, nur noch etliche Tage. Dann geht's wieder aufs neue.“

„Vorsicht, Vorsicht, Rolf!“ mahnt der Wirt.

„Na, was ist denn?“ fragt der Rolf und blickt den Libori groß an. „Bist du schon bange vor dem zukünftigen Schwager?“

„Laß mich in Ruh' mit dem zukünftigen Schwager. Mußt wissen, daß ich mit dem fertig bin. War gestern abend wieder hier und suchte mit mir anzubinden. Da hab' ich ihm aber gründlich meine Meinung gesagt. Mag nun wohl nicht wiederkommen. Hätte aber doch gern von ihm erfahren, wo das Mädchen ist, ob's schon in der . . .“

„Das weißt du nicht?“

„Nein, Rolf!“

„Nun hör aber auf! — Da will ich's dir sagen: Im Dorfe ist sie, beim Pastor!“

„Beim Pastor?“ Wie starr ist das Gesicht des Libori geworden.

„Siehst also: Kannst nichts dagegen machen, daß der Grüne in deine Familie kommt; wird dein Schwager, magst zufrieden sein oder nicht. Und ist er's erst, wird er dich schon befehren . . . oder er brennt dir mal eins auf die Facke und bringt dich ins Loch, wie es deinem Vater ja auch ergangen ist. Wer weiß, was man noch erleben kann?“

Ohne weiteren Gruß geht der lange Rolf dahin. Er hat dem Greitens erst mal wieder einen Knochen vorgeworfen, woran er zu nagen hat. Und der sitzt noch immer da und starrt gedankenschwer in den grauen Abend.

. . . Beim Pastor ist sie? . . . Da hätte er die Schwester nicht gesucht. . . . Ob der nun auch schon die ganze Geschichte weiß? . . . Mag er's, ihm ist's gleich. . . . Und nichts dagegen machen, meint der Rolf? Das wär' doch was. . . . Auf die Facke brennen oder ins Loch? . . . Da kann er erst selbst ein Stück Blei in die Rippen kriegen, genau auf die Stelle, wo es der Vater hingekriegt hat, und schade sollt's sein, wenn er den Fleck nicht träfe. . . . Und wenn der Schuß was tiefer ginge, daß gleich alles vorbei wäre, wär' auch kein Übel, vielleicht noch das

beste, das sicherste Mittel, die beiden auseinanderzubringen.

So denkt der Libori, wie er da im Halbdunkel sitzt, so denkt er die nächsten Tage, so oft er nur an die Schwester erinnert wird. Und bei dem Denken arbeitet er sich immer tiefer in den Haß hinein, so tief, daß endlich all sein Sinnen und Trachten nur auf Schädigung oder Beseitigung des Försters gerichtet ist. — — —

Es ist ein Samstag um Gallus herum. Dunkle Wolkenballen, aus denen ab und zu ein Regenschauer niederprasselt, jagen wie wilde Reiter am Herbsthimmel dahin, und der Wind zupft und zerrt an Büschen und Bäumen und nimmt ihnen das letzte dürre Laub und wirbelt es im tollen Durcheinander über die kahlen Felder. Der Wald rauscht wie eine Klage um verlorenes Sommerglück.

Der Libori ist mit dem Knechte dran, die Bänke und Tische in den Schuppen zu bringen, denn jetzt ist's mit dem Draußensitzen vorbei, da ist's besser in der Stube. Da kommt der Landbriefträger und gibt dem Wirte einen großen Brief mit amtlichem Siegel. Der Libori wendet das Schreiben hin und her. Daß es vom Amtsgericht ist, sieht er schon; was wollen die vom Gericht nur? Etwas beklommen und ängstlich wird's ihm, die verschiedensten Vermutungen tauchen blitzartig in seinem Gehirn auf. Dann geht er ins Zimmer und öffnet das Schreiben, das ihn auffordert,

bis zu dem und dem Tage seiner Schwester Bernardine ihr elterliches Erbteil, das er als Ältester und Hoferbe auszuzahlen verpflichtet ist, zu erlegen, widrigenfalls . . .

So eine verfl . . . hat der Grüne wieder die Hand im Spiel, das ist doch sicher. . . . Gewiß, er muß zahlen, kann's nicht ändern. Und der Bernardine würde er das Geld noch gönnen, aber dem Grünen? . . . Wird ihm jetzt etwas schwer werden, hat manches neu angelegt. . . . Der Schwester ein gutes Wort geben, daß sie noch ein Jahr wartet mit dem Gelde? . . . Nein, nie nicht, lieber . . . Da wird er das Geld schon anderswo geliehen bekommen. . . .

Wütend schließt er das Schreiben in ein Schrankfach und geht dann wieder nach draußen an die Arbeit. Er bemüht sich, seinen Gedanken einen anderen Weg zu geben, aber den ganzen Tag tanzen ihm die Worte des gerichtlichen Schreibens wie hohnlachende Kobolde vor Augen. — Am anderen Morgen geht das Grübeln und Sinnen von neuem wieder los, und als er im Hochamt, auf seinem gewohnten Platz am Türpfeiler stehend, den Pfarrer von der Kanzel vorlesen hört: „Es werden zum ersten Male zum Stande der heiligen Ehe aufgeboten: Förster Hubert Hansen und Bernardine Greitens, beide von hier,“ da ist's dem Liborigerade, als ob ihn einer mit einem spitzen Stock prickle und stachle. Kaum ist's zur Kommunion, da schlüpft er schon wieder aus der Kirche hinaus, um den neuen

Ärger in einer Wirtschaft des Dorfes zu dämpfen. Mit unsicheren Schritten geht er gegen Mittag wieder heim. —

Just auf Martini ist's, da knien die Brautleute vorm Altare der traulichen Dorfkirche, um den Bund fürs Leben zu schließen. Es ist nur eine kleine, bescheidene Hochzeitsfeier, und die Dörfler sind gar sehr darüber erstaunt, denn man hat allgemein erwartet, die Bernardine werde eine recht tüchtige Hochzeit in ihrem elterlichen Hause feiern; aber nichts von dem. Nicht mal die Familie ihres Bruders nimmt teil an der Vermählungsfeier. Nur eine kleine Zahl Gäste sitzen in der Försterei mit dem Brautpaar am Tische, am Nachmittage ist auch der Pfarrer auf ein Stündchen da, aber fehlt auch der Lärm und der Tanz, die unvermeidlichen Begleiter größerer Hochzeiten, Glück und Frieden lagern auf den Zügen der Neuvermählten; man merkt's bald: hier ist ein inniger Herzensbund geschlossen. —

An demselben Tage sitzen abends im Eichenkrug der fuchsig Löhr und der lange Rolf mit dem Libori zusammen.

„Nun ist's also doch soweit gekommen, wie ich dir damals sagte,“ spricht der Rolf mit einem höhnischen Blick auf den grollend daisitzenden Wirt, der mit der geballten Rechten auf der Tischplatte trommelt. „Was hast du also dagegen machen können? Nichts, gar nichts. Ich begreife dich nicht. Hättest dem Mädchen doch besser ins Gewissen reden müssen.“

„Hab' ich genug getan, Rolf,“ antwortet der Wirt bissig, „wahrhaftig genug, aber mach's mal anders.“

„Soviel ist sicher,“ spricht der fuchsigte Löhr, „der Grüne wird uns jetzt besonders scharf auf die Finger passen, denn das Frauenzimmer wird ihm manchen Wink geben können. Das wird in den Wochen, als es hier im Hause war, schon Lunte gerochen haben.“

„Anfinn, das Weib weiß von nichts, von gar nichts!“ entgegnet der Libori erregt.

„Na, wer's glaubt! — Ist ja eigentlich zu dumm, daß wir uns sorgen, aber dem Kerl steht das Gesetz zur Seite. Brennt einem schließlich eins auf den Pelz, hast das ja mit meinem Flügel vor kurzem gesehen. Konnte ja auch noch besser kommen, daß man gar nicht mehr geatmet hätte. . . .“

„Oder so, daß du erst genug hattest, ins Loch gesteckt wurdest und dann ins Gras beißen mußtest, wie des Libori Vater,“ fällt der Rolf ein.

„Hört nun auf, genug ist's schon!“ knurrt der Libori, während er zum Schanktisch geht und sich noch einen heruntergießt. „Ist dem nicht geschenkt, dem Grünen, was er dem Vater und uns allen angetan hat. Die Schande . . .“

„Deine Schwester hat es vergessen!“

„Ist nicht mehr meine Schwester, Löhr. — Und seine Rechnung kriegt der bezahlt, laßt euch das heute gesagt sein.“

Da rumpelt draußen ein Wagen vor's Haus. Die Messingplatten der Pferdegeschirre läuten wie kleine Glocken durch den Abend. Dann kommen zwei Fuhrmänner in die Gaststube und unterbrechen die weitere Unterhaltung der drei Freunde.

3.

Mai ist's wieder geworden. Im frischen Grün prangen Felder und Fluren, die Obstbäume tragen allenthalben ihre zarten, duftigen Blütenschleier, und allüberall sprießen Blumen hervor. Am schönsten ist's aber wohl im Walde. Da ist ein Wachsen und Blühen, ein Leben und Weben, ein Singen und Klingen, als ob ein neues Eden entstehen wollte.

Im Tannengrunde, nicht weit von der Försterei, stehen ein paar Dorfbuben von etwa acht bis zehn Jahren unter einem Baum und spähen verlangend zur Höhe, wo ein Eichhornnest im Wipfel zwischen Reifig bemerkbar ist. Einer hat es schon versucht, an dem Stamm emporzuklettern, aber er hat sich nur die nackten Füße zerschunden und ist von seinem Vorhaben abgestanden.

„Junge sind drin,“ sagt ein anderer mit wichtiger Miene, „das weiß ich bestimmt. Und es wäre doch schade, wenn wir die nicht kriegten.“

„Wenn ich nur wüßte, ob der Förster nicht da ist, dann wollte ich's schon versuchen,“ meint ein heller Flachskopf.